

## Der Erste Weltkrieg und die Autoren im deutsch-französischen Grenzraum

### Grundsätzliche Haltungen und Absichten

Der folgende knappe Überblick beschränkt sich auf etwa zwei Dutzend repräsentative Schriftsteller und Schriftstellerinnen im deutsch-französischen Grenzraum, die sich mit dem Ersten Weltkrieg auseinandergesetzt haben. Sie alle haben ihn bzw. seine Auswirkungen noch persönlich und nicht nur vom Hörensagen erlebt. Ihre Eindrücke mündeten in spontane Niederschriften wie etwa Tagebücher oder mit Abstand formulierte publizistische bzw. belletristische Werke, wobei nicht selten spätere Einsichten und Wertungen einkomponiert wurden. Dies gilt geradezu dominierend für die nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verfassten Texte, die hier unberücksichtigt bleiben. Mir scheint dies verschmerzbar, da sich die rückschauenden Urteile unter dem Eindruck der nochmals gesteigerten Schrecken als weitgehend uniform und damit heuristisch weniger ergiebig erweisen.

Noch ein Wort zu den behandelten Autoren. Ihre Namen hatten in der zeitgenössischen (regionalen) literarischen Szenerie durchweg Klang und Bedeutung; nicht wenige ihrer Texte waren seinerzeit Bestseller.<sup>1</sup> Wenn die meisten von ihnen der heutigen Germanistik zunehmend fremd geworden sind, spricht dies weniger gegen ihre Qualität als gegen die Auswahlkriterien vieler Literaturgeschichten. Exemplarisch ließe sich dies bei Adrienne Thomas' *Die Katrin wird Soldat* oder Oskar Wöhrles *Querschläger* zeigen, zwei beachtlichen Erzählwerken, denen im Rahmen der Weimarer Antikriegsliteratur ein ähnlicher literarischer Stellenwert zukommt wie vielen der üblicherweise Genannten.<sup>2</sup>

Die Gattungen, deren sie sich bedienten, sind vielfältig: vom Tagebuch über das Flugblatt bis zum Gedicht, von der Polemik bis zum Drama, Roman oder

<sup>1</sup> Das gilt z.B. für Werke von Mungenast, Adrienne Thomas, P.C. Ettighoffer und Polly Maria Höflers *André und Ursula*, die Hunderttausender-Auflagen verzeichneten. Auch eines der bedeutendsten expressionistischen Dramen, Schickeles *Hans im Schnakenloch*, wurde mit großem Erfolg in Frankfurt, Berlin (fast 100 Vorstellungen), Wien und Zürich aufgeführt.

<sup>2</sup> Im Rahmen der Buchreihe *Sammlung Bücherturm* sind sie seit kurzem per Neuedition wieder zugänglich: Morand Claden/Eduard Reinacher/Oskar Wöhrle: *Das-Drei-Elsässer-Buch*. St. Ingbert 2007; Adrienne Thomas: *Die Katrin wird Soldat und Anderes aus Lothringen*. St. Ingbert 2008.

Essay. Konventionelles Erzählen oder populäre Gebrauchsformen sind ebenso vertreten wie avantgardistische Techniken, in denen z.B. surrealistische Traumprotokolle auftauchen. Auch die Themenpalette ist breit, angefangen mit der Schilderung alltäglicher Kampfhandlungen wie etwa in Ettighoffers Roman *Gespenster am Toten Mann*, der das Ausgeliefertsein des Soldaten im Grabenkrieg unter mechanistische Zwänge drastisch veranschaulicht. Das folgende Textbeispiel zeigt die letzten Minuten vor einem Sturmangriff, der im Übrigen später durch eine Gegenattacke mit reziprokem Geländegewinn gekontert wird.

So, nun liegen wir in Sturmstellung. [...]

„Mit A-Zeit beginnt das Störungsfeuer auf die feindlichen Anmarschwege und Batterien. Diese A-Zeit dauert zwei Stunden und wird von der B-Zeit abgelöst. Diese B-Zeit dauert auch zwei Stunden. Die feindlichen Reservestellungen und Batterien werden unter Feuer genommen. Gegen Ende der B-Zeit steigert sich unser Artilleriefeuer zum Trommeln. Dann kommt die C-Zeit, dauert aber nur fünfzehn Minuten. Die Gräben werden beschossen und die feindliche Stellung sturmreif gemacht. Nach dem folgt die fünfzehn Minuten dauernde D-Zeit mit rasendem Feuer aus allen Schlünden. Minen werden auf die feindlichen Linien geschleudert und mit dem Ende dieser fünfzehn Minuten ist X-Zeit oder Sturm.“ [...]

Auf was warten wir? Lächerlich, wir werden gleich sehen, daß alles Unfug ist, daß bestimmt ein Gegenbefehl kommt. Abwarten, es kommt bestimmt ein Gegenbefehl. Schlimmstenfalls werden wir die Leute hier im Graben ablösen müssen. Und werden dann nach sechs, zwölf oder zwanzig Tagen wieder halbverhungert den Grenadierweg hinabwanken, zur Orneschlucht.

Hin und wieder erhebt sich einer ganz langsam, sucht sich im Nachbarloch einen guten Bekannten oder einen Landsmann. Überall leises Geflüster. Das grelle Magnesiumlicht der Leuchtkugeln tanzt auf dem Gelände. Hart und zackig gleiten die Schatten der Trichterränder über unsere Stahlhelme und liegenden Körper. Dann ist gleich wieder eine tiefe Dunkelheit, trotz des Vollmondlichtes, weil unsere Augen geblendet sind.

Keine drei Meter von mir liegt der Vize auf dem Rücken und betrachtet die Vollmondscheibe. So sieht ein Gefallener aus. Alle paar Minuten muß einer austreten. Die besonders fette Großkampfverpflegung der letzten Tage können unsere kranken Därme nicht vertragen.

Melder vom Regiment schleichen heran, quetschen sich zwischen uns hindurch, suchen den Kompanieführer. [...]

„Rechts und links durchgeben, aber leise, X-Zeit oder Sturm ist um 5.30 Uhr!“

Die Minuten rinnen langsam, wie schwere Wassertropfen, nachts, rinnen zwischen den Stollenbrettern eines undichten Unterstandes hindurch. Mit unerbittlicher Regelmäßigkeit sickert der Tropfen herab, auf deine Pritsche, auf dein Gesicht, auf deine Brust, deine Hände, immer und immer. Du bist wehrlos und ohne Erbitterung, weil es so sein muß. Nichts kann die sickern den Tropfen aufhalten, nichts die rinnenden Minuten der A-Zeit. Grausam, langsam vergehen die Minuten. Du möchtest sie fließen lassen, ungestüm, weil es doch scheinbar keinen Zweck hat, sie aufhalten zu wollen, und nach jedem Blick auf das Leuchtzifferblatt der billigen Uhr staunst du über die wiederum vergangene, zerronnene Zeit.

Macht ein Ende mit diesen Zeiten, ein Ende mit dem Mißbrauch unserer Nerven! Schnell heran und gestürmt, aber nicht dieses Warten, dieses fürchterliche und quälende Warten!

Da wird mein Nachdenken jäh unterbrochen, denn wie rasende D-Züge sausen plötzlich mehrere schwere Granaten ins feindliche Hinterland. Jäh wölbt sich die Wand der jagenden Geschosse, steigt über uns empor, senkt sich knirschend in Schluchten, Wälder und Anmarschwege der feindlichen Hinterfront. Die A-Zeit hat begonnen. [...] Das Verhängnis nimmt seinen vorausbestimmten Lauf. Wir können es nicht mehr aufhalten. [...]

Kurz vor drei Uhr flaut das Feuer langsam ab. Die Geschütze werden auf andere Ziele gerichtet und hu-u-i-i - - hu-u-i-i! da kommen sie schon, viel niedriger, scheinbar viel rascher, viel wütender. Die Abschüsse sind nur noch dumpf und weit entfernt zu hören, treten ganz zurück hinter dem kurzen, wütenden Sausen der Eisenklötze. Zwei, drei Sekunden später erfolgt der Einschlag. Das Feuer gilt den feindlichen Reservegräben, Maschinengewehrnestern und Anmarschwegen.

Alle Gedanken laufen durcheinander, werden irr und dunkel. Immer seltener werden die Lichtblicke, die Sekunden des vernünftigen Denkens und Verstehens, daß es in weniger als hundert Minuten an den Feind gehen muß, daß mit jedem Vorrücken des Leuchtzeigers auf dem Leuchtzifferblatt der Augenblick des Kampfes unwiderstehlich näherkommt. [...]

Das Jagen der Granaten wird immer dichter und heftiger. Zögernd beginnt das Trommeln. Abschüsse und Einschläge verwischen sich zu einem tiefen Brummen, und über unsern Köpfen ist es ein einziges, langgezogenes Geheul der vorbeiflitzenden Geschosse. Gegen Ende der B-Zeit gehen dicht hinter uns einige Munitionshaufen der Minenwerferkompanie in die Luft. Die feindliche Abwehr nimmt ständig zu. Die Bataillone rechts von uns, hauptsächlich zwischen Chaume-Wald und Höhe 304, liegen schon im schwersten Vernichtungsfeuer, denn eine größere Entfernung von der französischen Linie gestattet dort der gegnerischen Artillerie, ohne Gefährdung der eigenen Leute die deutschen Sturmtruppen niederzuhämmern. Wir sind ja knapp fünfzig Meter vom Franzmann und daher verhältnismäßig sicher vor größerer Beschießung. Aber Gottes

Erbarmen für die Meldegänger oder Munitionsträger, die jetzt durch die Orneschlucht oder über den Grenadierweg müssen!

Fünf Uhr! Im Osten, über der fernen Heimat, steigt siegreich die Sonne empor. Wir haben sie also doch noch gesehen. Morgenrot! Morgenrot! Mit der Helligkeit wachsen uns wieder Mut und Selbstvertrauen.

Der Vize liegt auf dem Bauch, hat die Arme auf der niedrigen Grabenböschung und beobachtet vorsichtig durch das Glas. Durchforscht das dampfende Vorgelände.

Manchmal heulen Salven knapp über unsere Köpfe hinweg, gehen kaum zwanzig Meter vor uns in den Boden. Steine und harte Schollen prasseln auf uns herab. Der Geschoßqualm wird immer dichter, verdeckt die emporsteigende Sonne. Wir sind blutleer im Gehirn, haben keine Gedanken mehr, keinen eigenen Willen.

5.15 Uhr!

„Fertigmachen!“

Kientz hat sich erhoben, steckt das Glas ein, nimmt seinen Stahlhelm vom Kopf, trocknet sich die Stirn mit dem Rockärmel. Setzt den Helm auf. Zieht den Kinnriemen an. [...]

„Seitengewehr pflanzt auf!“ schreit der Vize nach rechts und nach links. [...]

„Los, erster Zug folgen in den Sappenkopf!“ [...]

Wir gehen gebückt. [...] Mann an Mann, folgt der Stoßtrupp. Ganz zuletzt kommen die Sanitätsgefreiten Willems und Voß mit gutgepackten Verbandtaschen und einer zusammenklappbaren Bahre.

Der Sappenkopf soll nur fünfzehn Meter vom feindlichen Kampfgraben entfernt sein. Wir kauern in diesem schmutzigen Graben, den man früher mal als Latrine benutzt hat.

Es ist 5.21 Uhr.

Das Trommelfeuer rast.

Knapp über uns hinweg brausen die schweren Steilfeuergeschosse, heulen die leichten Feldgranaten. Schwefeliger Qualm kriecht in Mannshöhe dahin, benimmt uns den Atem, verfinstert die Sonne. Rabenschwarze Nacht ist es plötzlich um uns. Die Hölle um Verdun ist los! Die Hölle – –!

Dazwischen reißen dunkelrote Stichflammen die schwarze Qualmwand in Fetzen.

Raketen schnellen empor.

Es ist nur noch ein einziges Brodeln, ein Malmen und Beben.

Kurzschüsse prasseln rechts von uns in die eigenen Linien. Manchmal ein Schrei, langgezogen, fürchterlich, ersterbend im Rasen der Schlacht.

Erde zittert.

Lungen keuchen nach frischer Luft.

Heiße Stichflammen berstender Granaten lecken über gebückte Rücken, versengen Uniformen. Hierhin und dorthin wirft einen der Luftdruck.

Ein Ende! Ein Ende!

Minen steigen wie Feuerwerk empor, wuchten dumpf ihre Doppelzentner ins wankende Gelände vor uns. Wir spüren bei jedem Einschlag einen körperlichen Schmerz, einen Druck im Gehirn, einen Schlag unter der Fußsohle.

Keine Gedanken mehr. – Alles ist wirr im Kopf. – Raserei erfaßt uns. – Werden trunken vom Titanenlärm. – Kein Gefühl mehr im Körper. – Nichts mehr. – Alles erstarrt. – Glieder sind bleischwer. Man lebt und denkt nicht mehr an den Tod, an gar nichts. Und in der Brust nur einen Drang, eine Lust, endlich Schluß zu machen.

Schluß! Schluß! Schluß!

Da zischt, wie ein gewaltiges Ausrufezeichen, die rote Signalarakete kerzengerade hinter uns empor, erhebt sich hoch über die Qualmdecke.

X-Zeit! 5.30 Uhr!

Sturm!<sup>3</sup>

Daneben finden sich Darstellungen aus der Perspektive der Heimat-„Front“ (Adrienne Thomas, Maria Croon) ebenso wie Szenen aus der Gefangenschaft (P.C. Ettighoffer: *Feldgrau schafft Dividende*) oder dem Lazarett (Adrienne Thomas: *Die Katrin wird Soldat*) als eigentlicher Essenz des Krieges, wie es Erich Maria Remarque<sup>4</sup> verstand. Ein weiterer Großkomplex betrifft den Waffenstillstand sowie Versailles und dessen territoriale Folgen als Menetekel eines Friedensvertrags, der diesen Namen nicht verdiente.

Welche Haltung zum Krieg nahm nun die von uns betrachtete Autorengruppe ein? Von welchen Darstellungsabsichten ließ sie sich leiten? Zunächst einmal findet sich auch bei ihr die ganze Skala an Deutungen wie Haltungen zum Krieg, die das Genre üblicherweise anbot. Man wollte sich etwas von der Seele schreiben oder anderen schlicht mitteilen, wie es war. Es ging um Rechtfertigung und Bestätigung des eigenen Welt- und Geschichtsbilds oder Warnungen vor einer neuerlichen Katastrophe. Dabei standen sich Heroisierungsabsichten und solche der Desillusionierung oder Desavouierung aller Legimotorik unversöhnt gegenüber. Wir finden harsche Moralurteile oder literaturtherapeutische Erklärungen, in denen Lebenshilfe und Trost für das

---

<sup>3</sup> Paul Coelestin Ettighoffer: *Gespenster am Toten Mann*. Köln 1931, S. 223-232.

<sup>4</sup> Erich Maria Remarque: *Im Westen nichts Neues*. Köln 2004, S.177: „Erst das Lazarett zeigt, was der Krieg ist.“

Massensterben angeboten wurden, neben camoufflierter Befriedigung von Abenteuer- und Unterhaltungsinteressen. Man rang um Worte zur Formulierung der existentiellen Erschütterung, extremen Charakterprüfung oder Selbsterfahrung zwischen Angstschauern und Todesrausch. Und mit zunehmendem Abstand spürte man in allen Bemühungen um Sinngebung oder deren Verweigerung immer deutlicher die Absicht, aus dem gut vierjährigen blutigen Geschehen nachhaltige tagespolitische Konsequenzen zu ziehen.

### **Regionale Akzente**

Darüber hinaus findet sich Regionalspezifisches: im Reichsland Elsass-Lothringen etwa das Bewusstsein, dass dieser Krieg in das dortige Schicksal in besonderer Weise eingriff, indem er Zugehörigkeits- und Loyalitätsfragen wiederholte, die sich ähnlich zuletzt im Deutsch-französischen Krieg 1870/71 gestellt hatten. Frankophile Autoren sahen jetzt den Moment gekommen, die für sie schmerzlichen Gebietsabtretungen rückgängig zu machen und verhielten sich entsprechend – so z.B. Maurice Barrès oder Hansi alias Jean-Jacques Waltz, dessen Preußenphobie sich bereits in der Vorkriegszeit in zahlreichen Karikaturen oder anderen Provokationen entlud, verschiedentlich mit gerichtlichem Nachspiel. Nun widmete er sich nach seiner Desertion mit Fleiß und Raffinesse der französischen Kriegspropaganda, wobei er sich insbesondere durch getürkte, angeblich deutsche Flugblätter auszeichnete.<sup>5</sup> Maurice Barrès wiederum, Chef der „Ligue des patriotes“ und Verfasser einer antideutschen Romantrilogie *Les bastions de l'Est*, steigerte bei Kriegsbeginn an vorderster Front sein agitatorisches Engagement erheblich mit einem militaristisch-antideutschen Artikel pro Tag.

Die Mehrheit im Reichsland entsprach zwar nicht den chauvinistischen Hoffnungen Frankreichs, dessen Agitatoren vergebens auf Massendesertionen warteten. Es scheint sogar, dass die dortigen Schriftsteller – Pazifisten und

---

<sup>5</sup> Vgl. Hans-Jürgen Lüsebrink: Publizistische Grenzgänger im Zeitalter des Nationalismus – Der Fall des Jean-Jacques Waltz, „patriote alsacien“, in: Grenzgänger. Hrsg. von Reinhard Schneider. Saarbrücken 1998, S. 113f.

Europäer wie Schickele oder Adrienne Thomas eingeschlossen – in den Anfangsmonaten vielfach einen deutschen Standpunkt vertraten. Dennoch findet sich an der Grenze eine überproportionale Resistenz gegenüber fanatisch-nationalistischer Parteilichkeit zugunsten einer grundsätzlich kosmopolitischen Orientierung, die durch zahlreiche Frankreich-Kontakte, freundschaftliche oder verwandtschaftliche Beziehungen gefördert wurde. Zuweilen traten auch noch politische Motive hinzu, insofern der Systemvergleich zwischen Republik und Kaisertum häufig zu Gunsten des zuerst genannten ausfiel.

Darüber hinaus tendierte die literarische Avantgarde Elsass-Lothringens in der Vorkriegszeit zur geistigen Überwindung der Grenze durch Mehrsprachigkeit und Doppelkultur. Von solchen Überzeugungen getragen, hatte sich bereits um 1900 die Bewegung „Jüngstes Elsaß“ formiert: Autoren wie René Schickele, Otto Flake, Salomon Grumbach, Bernd Isemann, Hans Koch, René Prévôt, Ernst Stadler, Hermann Wendel, Hans Arp oder die Brüder Matthis. In lockerem Verbund stand auch Yvan Goll. Sie einigte das kulturmissionarische Bewusstsein, dass ein geographisch nicht fixiertes „geistiges Elsässertum“ menschheitliche und europäische Perspektiven eröffne.

Diese Überzeugung verblasste auch nicht völlig, als sich seit August 1914 in Europa die Marschkolonnen in Bewegung setzten. Seiner humanitären Zielsetzung getreu, veröffentlichte etwa der Lothringer Hermann Wendel 1916, mitten im hasserfüllten Völkergemetzel, eine Heine-Biographie mit einem geradezu sensationellem Vorwort:

Aber letzten Endes ist die Darstellung von Heines Wesen mehr noch Gegenwartsarbeit als Gegenwartsflucht. Denn was er nie müde ward, seinen Zeitgenossen zu verkünden, die Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen, „den beiden auserwählten Völkern der Humanität“, das reicht als zu lösende Aufgabe über die Blutjahre 1914/16 weit hinaus.

Darum hatte ich stets davon geträumt, an einem sinnbildlichen Ort die letzte Hand an das Buch zu legen, an dem für mich reizvollsten Fleck Europas, zu Vic im grünen Tal der Seille, wo ich meine stillsten und meine sommerlichsten Stunden verlebt. In Gedanken sah ich mich dort schon die Korrektur der letzten Bogen lesen, im Garten von Voizard, in tiefster

Einsamkeit, während die Hühner im Kiese scharren und der Wind aus dem ganz nahen Frankreich zärtlich in den Papieren vor mir auf dem Tisch raschelte, unter einem ruhig blauen Himmel, der sich voll warmer Güte über beiden Ländern spannte. Heute liegt Vic in der Front, die Hühner sind in die Feldküche gewandert, der Westwind pfeift böse, und der Himmel ist nicht mehr ruhig, sondern von weißen Schrapnellwölkchen belebt.

Aber so sicher dieser selige Landstrich einst wieder dem Ackerer und dem Winzer gehören wird, so sicher bedarf Heines ernstester und letzter Wille der Erfüllung, wenn Europa zum dauernden Frieden gelangen soll.

Es lebe Deutschland! Vive la France! Es lebe die deutsch-französische Verständigung!<sup>6</sup>

Auch René Schickele, geboren in Obernai als Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter, sah in der Konfrontation zweier großer Kulturnationen ein fürchterliches Desaster. Er reagierte darauf mit seinem Drama *Hans im Schnakenloch*, das die im Krieg noch gesteigerte Zerrissenheit der Elsässer allegorisiert und dessen von der Zensur zunächst tolerierte Aufführung ein kleines Politikum war.<sup>7</sup> Eine Äußerung des „Helden“ über sein Haus im Kampfgebiet kennzeichnet dessen grotesk zur Schau getragene Neutralitätsgesinnung:

Spaziere nur einmal durch das Haus. Die Türen stehn auf oder, wenn du Glück hast, sind sie sogar zerschlagen. Dazu lärmt es ununterbrochen, wenn du auch nicht genau weißt, wo. Blickst du aus dem Fenster, so bewegen sich kreuz und quer viele Reihen von Kommata, mit Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen dazwischen, und wenn sie sich verhaddern, so kannst du dir sagen: Dies ist eine Staatsaktion, von deren Ausgang, das eine zum andern Mal gerechnet, schließlich das Schicksal der Völker abhängt. Es mag dumm sein, daß soviel vom Ausgang einer Rauferei abhängt, aber ich kann es nicht ändern. Von Zeit zu Zeit schicken sie mir eine Abordnung ins Haus. Ein Haufen Soldaten stürzt herein und wieder hinaus. Etwas zerschlagen sie immer, und ich bliebe vielleicht nicht so ungeschoren, wenn ich nicht gleich meine Vorkehrungen getroffen hätte. An der Tür der Schreinerei überm Hof kannst du von meiner Hand lesen: „Hier gibt es zu essen und zu trinken, solange der Vorrat reicht.“ Und am Tor zum Weinkeller im alten Flügel steht groß und deutlich: „Eingang zum Weinkeller“. Daneben eine Weinkarte mit Bezeichnung der Fässer, die ich sorgfältig in Ordnung halte. Die Inschriften sind zweisprachig. Der Hopla paßt am Dachfenster auf, was für Hosen sich

<sup>6</sup> Hermann Wendel: Heinrich Heine. Dresden 1916, S. VIII f.

<sup>7</sup> Vgl. zur Aufführungsgeschichte: René Schickele: *Hans im Schnakenloch*. Darmstadt 1982, unpag. Anhang (Schickeles Vorrede zur 3. Auflage; Max Meyerfelds Kritik in der NZZ vom 7.4.1917).



dem Schnakenloch nähern, und je nachdem, ob sie rot oder grau sind, hängt er die französische oder die deutsche Inschrift aus. Nachts stellen wir einfach eine Lampe vor die Kantine und den Keller und öffnen weit die Türen.<sup>8</sup>

Kurzzeitig erschien Schickele zwar wie vielen Expressionisten der Kriegsausbruch auch als Chance grundsätzlicher sozialer, politischer und vor allem seelischer Erneuerung. Doch schon bald wandelten ihn die Erfahrungen der Zeit zu einem engagierten Pazifisten, der als Herausgeber der nach Zürich verlagerten *Weißes Blätter* sich vor allem völkerverbindenden Tendenzen verschrieb. Er entzweite sich denn auch kurzfristig mit seinem Freund Norbert Jacques, der sich in jugendlichem Aufruhr von Luxemburg abgenabelt hatte und seiner Wahlheimat Deutschland einen Gesinnungstribut zollte. Er tat es 1915 z.B. mit der polemischen Reisereportage *London und Paris im Krieg*, die Schickele missbilligte. Er erlaubte daher Arnold Zweig in den *Weißes Blättern* eine vernichtende Rezension und quittierte Jacques' Beschwerde im Oktober 1916 mit einem brieflichen Bekenntnis zur Stellung des Intellektuellen „au-dessus de la mêlée“:

Wenn die Meute losgelassen wird, dürfen wir uns nicht hineinwerfen! Wozu wären wir denn da, wozu hätte man uns nötig, wenn wir jedem tierischen Ausbruch unterlägen. Ich weiss nicht, ob Sie die „W.[eißes] B.[lätter]“ verfolgt haben – ich habe mich ebenso heftig gegen Barrès und France gewandt, wie gegen Thomas Mann, dieses Erzschwein, und den nun ganz verblödeten Hauptmann und gegen Dehmel, der mein Freund war (und der es mir heute schon nicht mehr übelnimmt, daß ich und daß ich so gegen ihn auftrat.)<sup>9</sup>

Auch dem Colmarer Ernst Stadler war die expressionistische Denkfigur einer reinigenden Erneuerung nicht fremd, wie sie am drastischsten vielleicht Georg Heyms lange als Warngedicht verharmlostes Poem *Der Krieg* zum Ausdruck

---

<sup>8</sup> Ebd., S. 197f.

<sup>9</sup> René Schickele an Norbert Jacques 31.10.1916. (Nachlass Norbert Jacques, in: Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, Saarbrücken).

bringt. In solcher Stimmung entstand Stadlers Gedicht *Der Aufbruch*, das seinem (unter der Jahreszahl 1914 publizierten<sup>10</sup>) Lyrikband den Titel gab:

Einmal schon haben Fanfaren mein ungeduldiges Herz blutig gerissen,  
 Daß es, aufsteigend wie ein Pferd, sich wütend ins Gezäum verbissen.  
 Damals schlug Tambourmarsch den Sturm auf allen Wegen,  
 Und herrlichste Musik der Erde hieß uns Kugelregen.  
 Dann, plötzlich, stand Leben stille. Wege führten zwischen alten Bäumen.  
 Gemächer lockten. Es war süß, zu weilen und sich versäumen,  
 Von Wirklichkeit den Leib so wie von staubiger Rüstung zu entketten,  
 Wollüstig sich in Daunen weicher Traumstunden einzubetten.  
 Aber eines Morgens rollte durch Nebelluft das Echo von Signalen,  
 Hart, scharf, wie Schwerthieb pfeifend. Es war wie wenn im Dunkel plötzlich  
 Lichter aufstrahlen.  
 Es war wie wenn durch Biwakfrühe Trompetenstöße klirren,  
 Die Schlafenden aufspringen und die Zelte abschlagen und die Pferde  
 schirren.  
 Ich war in Reihen eingeschient, die in den Morgen stießen, Feuer über Helm  
 und Bügel,  
 Vorwärts, in Blick und Blut die Schlacht, mit vorgehaltne Zügel.  
 Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche umstreichen,  
 Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen.  
 Aber vor dem Erraffen und vor dem Versinken  
 Würden unsre Augen sich an Welt und Sonne satt und glühend trinken.<sup>11</sup>

Doch solch expressionistisches Pathos beseelte den Reserveleutnant der Artillerie Stadler bei Kriegsausbruch nun gerade nicht. Das Gedicht stammt ja auch vermutlich bereits aus dem Jahre 1912, während sein Kriegstagebuch vom 31. Juli bis 22. Oktober 1914 ganz andere Töne anschlägt. Es beginnt zwar mit der scheinbar kalten Replik auf bedauernde Äußerungen, dass es ausgerechnet gegen Frankreich gehe – „Sentimentalitäten gelten nicht mehr.“<sup>12</sup> –, aber genau die leistet sich der Reserveleutnant in seinem Diarium dann selbst zuhauf. So registriert er immer wieder weinende Frauen beim Abschied ihrer Väter, Ehegatten oder Brüder, Klagen von Männern über diesen Krieg, den sie nicht

<sup>10</sup> Tatsächlich erschien der Band bereits im Dezember 1913.

<sup>11</sup> Ernst Stadler: Dichtungen, Schriften, Briefe. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Klaus Hurlebusch und Karl Ludwig Schneider. München 1983, S. 139.

<sup>12</sup> Ebd., S. 529.

gemacht und nicht gewollt haben, zerrissene transnationale Familienbande, grausige Schicksale, Verwundungen, Zerstörungen, irrsinnig Gewordene. Er lobt seinen Kompaniechef, dem „das Schreckliche, die Tragik dieses Krieges“, bewußt ist. Und als Vertreter eines geistigen Brückenschlags erweist ihn sein Eintrag vom 10. August:

Um 7.30 überschreiten wir die Grenze und rücken den Paß hinunter. Es ist ein wundervoller Abend. Weiter freier Blick in die französ. Berge. Ich grüße Frankreich beinahe mit solcher Erschütterung wie damals, als ich vor 7 Jahren zum 1. Mal Paris sah. Ich denke kaum mehr, daß Krieg ist. Ich grüße Dich, süße Erde von Frankreich. Vorne die Jäger stimmen Lieder an: Die Wacht am Rhein. Alles fällt ein, wie wir den Berg herunterziehen. Ein weinender Bettler am Weg. Wir hören das feindliche Feuer. Dann wird die Artillerie vorgezogen. Wir traben an der Infanterie vorbei. Man ruft uns zu. Das Vorwärts einer dunklen Entscheidung.<sup>13</sup>

Otto Flakes Haltung zum Ersten Weltkrieg war von Distanz geprägt.<sup>14</sup> Der kosmopolitische Individualist ließ sich in Fragen des Geistes ohnehin keinen „Burgfrieden“ aufzwingen<sup>15</sup> und identifizierte sich mit den vielbeschworenen „Ideen von 1914“ allenfalls im Sinne einer Solidarität der geistigen Erziehungsrolle. In der Rückschau seiner Autobiografie charakterisierte er seine Deutschland-Beziehung als „nicht polemisch“, sondern als „Abstand vom Handeln, an das nun alle glaubten“.<sup>16</sup> Er habe sich eine „rasche Remisentscheidung“ gewünscht, „keine deutsche Niederlage, aber auch keinen Sieg, vor dessen Folgen mir graute“.<sup>17</sup> Sein Mangel an „Enthusiasmus für das kaiserliche und preußische Deutschland“<sup>18</sup> hing wohl auch mit seinen Erfahrungen im Elsass zusammen, für dessen Autonomie und Resistenz gegenüber gleichmachender Germanisation er schon in der Vorkriegszeit publizistisch gestritten hatte. Von daher waren seine Anstrengungen zwischen 1914 und 1918 vor allem darauf gerichtet, den vielfach erneuerten

<sup>13</sup> Kriegstagebuch August 1914. In: ebd., S. 537.

<sup>14</sup> Vgl. Sabine Graf: Als Schriftsteller leben. Das publizistische Werk Otto Flakes der Jahre 1900 bis 1933 zwischen Selbstverständigung und Selbstinszenierung. St. Ingbert 1992, S. 241-251.

<sup>15</sup> Otto Flake: Keyserling. In: Neue Rundschau 26 (1915), Bd.1, S.675.

<sup>16</sup> Otto Flake: Es wird Abend. Bericht aus einem langen Leben. Frankfurt/M. 1980, S. 215.

<sup>17</sup> Ebd., S. 216.

<sup>18</sup> Ebd., S. 226.

Stellungsbefehlen zu entgehen, durch Tätigkeiten als Theaterzensor in Brüssel, journalistisch-verlegerische Anforderungen und in der Schlussphase 1918 in Zürich durch gefällige Gesundheitszeugnisse und Sanatoriumsaufenthalte. Seit dem Frieden von Brest-Litowsk schrieb er gegen den Krieg und für einen sofortigen Waffenstillstand, zumal ihm die nun kurzfristig triumphierende Militärpartei in Deutschland, die „immanente Gefahr des Machtstaates“ offenbarte.<sup>19</sup> „Wir fallen damit unsern Ländern nicht in den Rücken“, präzisierte er in seinem Aufruf an die deutsch-österreichischen Intellektuellen, „sondern sprechen nur ein Bekenntnis aus, zu dem sie sich über kurz oder lang selbst entschließen müssen, wenn sie den Frieden haben wollen.“<sup>20</sup>

Im Wunsch nach einem Verständigungsfrieden traf er sich mit dem im Elsass aufgewachsenen Hermann Stegemann, der als naturalisierter Schweizer durch Kriegslageberichte im Berner *Bund* internationale Aufmerksamkeit gefunden hatte.<sup>21</sup> Die periodischen Analysen kombinierte er zu einer viel gelesenen monumentalen *Geschichte des Krieges*, die von 1917-1921 in vier Bänden erschien. Stegemann war nicht nur Autor von Romanen, Gedichten oder Dramen, sondern zugleich ein weithin anerkannter militärgeschichtlicher Experte, dessen Rat im Krieg sogar der Reichskanzler Bethmann-Hollweg suchte. Darüber hinaus verfügte er über Beziehungen zum deutschen Generalstab ebenso wie zur Schweizer Diplomatie, die sich seiner in einer heiklen Neutralitätsmission bediente. Aufgewachsen in Colmar, war er für die elsass-lothringische Frage und ihre Bedeutung für den Ersten Weltkrieg ausreichend sensibilisiert. Als liberaler Geist trat er schon früh für eine Autonomie des Reichslands ein und sah in seiner Erhebung zum

---

<sup>19</sup> Otto Flake: Die Aufgabe der deutschen Intellektuellen. In: Friedenswarte 20 (1918), S. 155. Weiter heißt es (S. 156): „Man soll nicht mit Haß von seinem Land sprechen, auch nicht seine Eigenschaft als Deutscher abwerfen; man soll nur zu erkennen geben, daß man keiner Regierung das Recht zuerkennt, das Bekenntnis von Überzeugungen, die aus der Not erwachsen, zu verbieten und zu ächten. Man soll das Recht in Anspruch nehmen, die Vorgänge in der Heimat einer Kritik zu unterziehen, zu mahnen, zu verwerfen.“ Vgl. Flake: Abend (wie Anm. 16), S. 236.

<sup>20</sup> Otto Flake: An die deutschen und österreichischen Intellektuellen. In: Wissen und Leben 11 (1918), H. 21, S. 260.

<sup>21</sup> Zu den folgenden Ausführungen vgl. Albrecht Bamler: Der Publizist und Schriftsteller Hermann Stegemann (1870-1945). Frankfurt/M. 1989.

gleichberechtigten Bundesstaat, ähnlich wie Jean Jaurès, eine deutsch-französische Entspannungsmaßnahme. Im Prinzip war er als früher Europäer vom anachronistischen Charakter der 1914 begonnenen militärischen Selbstzerfleischung zutiefst überzeugt. Seine aktuellen Kommentare zum Weltkrieg waren von Sympathie für die deutsche Sache, aber zugleich vom Bemühen um strikte Objektivität getragen. Zudem ging es ihm darum, den Deutschen auch in Phasen zeitweiliger Triumphe stets eine Ahnung ihrer strategischen Gefährdung zu vermitteln, dies als Basis für einen von ihm gewünschten Ausgleich des Nationenkonflikts auf der Basis des Status quo.

Andere elsässische Autoren mit intensiven künstlerischen Beziehungen zu Frankreich wie Yvan Goll und Hans Arp entgingen dem Wehrdienst durch ihren Aufenthalt in der Schweiz. Hans Arp deutete im Nachhinein sogar die Entstehung der Zürcher Dada-Bewegung als Reaktion auf den Krieg:

Wahnsinn und Mord wetteiferten miteinander, als Dada 1916 in Zürich aus dem Urgrund emporstieg. Die Menschen, die nicht unmittelbar an der ungeheuerlichen Raserei des Weltkrieges beteiligt waren, taten so, als begriffen sie nicht, was um sie her vorging. Wie verirrte Lämmer blickten sie aus glasigen Augen in die Welt. Dada wollte die Menschen aus ihrer jämmerlichen Ohnmacht aufschrecken. [...] Angeekelt von den Schlächtereien des Weltkrieges 1914, gaben wir uns in Zürich den schönen Künsten hin. Während in der Ferne der Donner der Geschütze grollte, sangen, malten, klebten, dichteten wir aus Leibeskräften. Wir suchten eine elementare Kunst, die den Menschen vom Wahnsinn der Zeit heilen und eine neue Ordnung, die das Gleichgewicht zwischen Himmel und Hölle herstellen sollte.<sup>22</sup>

Selbst bei Oskar Wöhrle, der schließlich in einer Propagandakompanie (bezeichnenderweise an der Ostfront) eigentlich kriegerischen Geist befördern sollte, mehrten sich kritische Töne, mit der Folge, dass manche seiner Artikel der Militärzensur zum Opfer fielen. Die wahre Stimmung jener Tage dürften

---

<sup>22</sup> Angèle Finck / Théodore Rieger: À la découverte de Jean Hans Arp. (Langue et Culture Régionales, Cahier No 9). Strasbourg o.J., S. 10. Überspitzt könnte man eine regionalliterarische Komponente sogar darin sehen, dass in manchen dadaistischen Lautbildern der elsässische Dialekt aufscheint. Zumindest hat der jüngst verstorbene Straßburger Germanist und Autor Adrien Finck in seinem Gedicht *Arpade* solche poetischen Zusammenhänge hergestellt: „M’ brücha numma ELSASSISCH z’reda / und schon sind wir da / und schon sind wir dada.“ (Adrien Finck: Hammerklavier. Neue Poesie aus dem Elsass. Hildesheim/New York 1998, S.10).

Texte wiedergeben wie das später veröffentlichte *Ein Lothringer wird erschossen* oder *Die Hure*.

Auch bei Adrienne Thomas zeigt sich der Einfluss der Grenze. Die achtzehnjährige spätere Schriftstellerin diente als Rot-Kreuz-Schwester am Metzter Bahnhof und lernte durch die Betreuung verwundeter Soldaten die Schrecken des Krieges aus erster Hand kennen. Ihr Tagebuch zeigt eine junge Dame, die sich dem nationalistischen Anfangsrausch zunehmend entzieht und den Krieg bzw. seine körperlichen wie seelischen Verheerungen im Tiefsten verabscheut:

Alle haben wir es gedacht, nur nicht gewagt es auszusprechen. Sondern wir haben „Hurra!“ geschrien, Siege bejubelt, unsere Pflicht getan und vergessen, daß wir auch ein Recht hatten: das Recht auf unsere Jugend und das Recht auf Frieden. Aber uns, nahe der Kampfzone, brüllten es die Kanonen in die Ohren: „... draußen in dieser warmen Augustnacht unter dem Sommerhimmel und Sternschnuppenregen bluten und sterben Menschen ... Menschen ...“  
So kam es, daß wir an der Grenze früher begriffen und erlebten als die anderen: von den Heeren Europas würde keines der Sieger sein. Aber verloren ging eine Generation.<sup>23</sup>

Dieses rückschauende Fazit wird durch verschiedene Tagebuch-Notizen der Jahre 1915/16 belegt, die sich an einer menschlichen Internationale ausrichten:

Auf dem Rückweg hatten wir noch den Anblick von 100 gefangenen Franzosen. Es war auffallend, daß die meisten wenig traurig aussahen, vielmehr recht vergnügt. Einige hatten die Höflichkeit, vor uns die Köppis zu ziehen oder zu salutieren. Vermutlich grüßten sie das Kreuz an unserem Arm, vielleicht auch wollten sie die Höflichkeit ihrer Nation damit beweisen. Wir dankten so freundlich auf die Grüße, wie sie uns geboten wurden. Zu hassen ist nicht der Frauen Sache, u. wenn auch die Männer es nicht zu der ihrigen machten – es bliebe uns viel erspart.<sup>24</sup>

Auch „Liebesgaben“ verteilte sie an einen verwundeten Franzosen ohne jeden Vorbehalt und äußerte sich voller Mitleid über das Los von Zivilgefangenen, die nach der Schweiz verschickt wurden. Im Umgang mit ihrer frankophonen

<sup>23</sup> Thomas: Katrin (wie Anm. 2), S. 463.

<sup>24</sup> Adrienne Thomas: Aufzeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg. Ein Tagebuch. Hrsg. von Günter Scholdt. Köln [u.a.] 2004, S. 21 (1.5.1915); vgl. S. 30f.

Schneiderin verwendete sie zu deren Freude das im Krieg sonst verpönte Französisch, und mit ihrer nach Paris verzogenen Freundin korrespondierte sie auch weiterhin über eine Schweizer Deckadresse.

Beenden wir diese Auflistung mit einem stellvertretenden Blick auf die saarländische Autorin Liesbet Dill, die sich durch ausgiebige gesellschaftliche Kontakte nach Metz mit Lothringen in Sympathie verbunden fühlte. Dem trägt ihr 1917 veröffentlichter Roman *Die Spionin* in bemerkenswerter Weise Rechnung, der in einer Auflage von 50-60 Tausend – bezeichnenderweise in einem Amsterdamer Verlag – erschien. Er behandelt die Untergrundtätigkeit, Ergreifung und Hinrichtung der Lothringerin Gènereuse Cailleux in dem von deutschen Truppen besetzten Brüssel. Die Story orientiert sich ein wenig am weltweit diskutierten Fall der Edith Cavell, die im Herbst 1915 als englische Spionin in Brüssel erschossen wurde. Dills Roman erweist sich, ungeachtet aller patriotischen Befangenheiten und Absicherungen, aller England-Polemik und Wahrung des deutschen Rechtsstandpunkts, als mutiges Buch. Denn es ehrt den Gegner, billigt ihrem Kampf gegen Deutschland lautere Motive zu und geht in der Einfühlung in den Feind bis an die Grenze dessen, was nationaler Parteilichkeit wohl erlaubt und möglich war. Die Verlagerung der Problematik ins Jeanne-d’Arc-Milieu – aus einer Britin wird eine Tochter Lothringens – macht darauf aufmerksam, dass es noch im Weltkrieg auch für Deutschland eine Lothringische Frage gab und nicht lediglich eine zu verwaltende Provinz.

### **Nie wieder!**

Als menschliche Verlustbilanz dieses Kriegs mögen ein paar Stichworte genügen, zunächst in Bezug auf einzelne repräsentative Autorenschicksale:

Ernst Stadler, eine der großen Hoffnungen der elsässischen Literatur und Germanistik, fiel bereits in den ersten Kriegswochen (30.10.14) in Flandern.

Der spätere Bestsellerautor P. C. Ettighoffer wurde mehrfach zum Teil schwer verwundet und geriet noch 1918 in französische Gefangenschaft, aus der er erst

im März 1920 entlassen wurde. Mehrfache Verwundungen erlitt auch Ernst-Moritz Mungenast, darunter eine schwere Gesichtsverletzung, die ihn ein Auge kostete. Adrienne Thomas beklagte aus ihrem jugendlichen Bekanntenkreis Tode und Verstümmelungen im Dutzend, wie ihr Tagebuch trauernd vermerkt. Da ihre Eltern 1916 nach Berlin zogen, um den ständigen Bombardierungen des Bahnhofsviertels zu entgehen, verlor sie zudem ihre vielgeliebte Heimat Lothringen zugunsten des wenig geschätzten Berlin. Kriegsbedingt wurde auch der avantgardistische Schickele-Kreis des „Jüngsten Elsass“ zerschlagen. Man zerstreute sich nach Paris, emigrierte bzw. wurde nach Deutschland vertrieben.

Auch saarländische Autoren blieben natürlich nicht verschont. Gustav Regler (Jahrgang 1898) wurde als verschüttet und gasvergiftet in die Nervenheilstätte Waldbröl eingeliefert, wo man ihn 1918 als „dienstunbrauchbar“ entließ. Der Priester Ernst Thrasolt, dessen Sammlung *Geistliche Kriegslieder* christlicher Erbauung der Soldaten dienen sollte, kam 1915 als Sanitäter an der Westfront zum Einsatz, später im Nachkrieg auch noch im Baltikum. Im gleichen Jahr 1915 fielen seine beiden Brüder, was bei ihm einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ und ihn – laut Gestapo-Diktion – zu einem „berüchtigten Pazifisten“ werden ließ.<sup>25</sup>

Autoren des Jahrgangs 1900 kamen nur noch kurzfristig zum Einsatz, dies jedoch mit nachhaltigen Eindrücken. Teut Ansolt (alias Karl Christian Müller), 1918 als Funker in Schlesien und 1919 im Baltikum, verband mit dem Kriegserlebnis den Verlust seines wichtigsten geistigen Mentors in jener Zeit. Johannes Kirschweg, wenige Wochen vor dem Waffenstillstand zu einem MG-Scharfschützenbataillon gezogen, war schon im November 1918 wieder zu Hause, allerdings mit einem Herzfehler, der für seinen frühen Tod mitursächlich gewesen sein dürfte.

Alfred Petto lernte altersbedingt nur die unheroische Seite der Heimatfront kennen. Dies spiegelt sich selbst noch 1939 in der Erzählung von einem in den

---

<sup>25</sup> Gero von Wilpert: Lexikon der Weltliteratur. Stuttgart 2004, S. 618.



letzten Weltkriegstagen Gefallenen, dessen Desertionswünsche auffallenderweise recht verständnisvoll gezeichnet werden.<sup>26</sup> Auch für Maria Croon, die um ihren Ehemann bangte, dominierte zu Hause die ökonomische wie seelisch-religiöse Not der Kriegszeit. In ihrem 1931 erschienenen Roman *Und wir daheim?* beschäftigt sie sich auch mit der täglichen Angst, Ungerechtigkeit und dem Verlust gesellschaftlicher Solidarität, die wenig Raum für national erhebende Gefühle ließ und den Krieg allenfalls noch als Bewährungsprobe religiöser Prüfung begreifen konnte.<sup>27</sup>

Angesichts solcher Mangel- und Verlustbilanz, die ja auch jenseits der Schriftstellersphäre millionenfach erlitten wurde, lief der Tenor der literarischen Kommentare auf ein einziges „Nie wieder!“ hinaus. Exemplarisch formuliert dies Oskar Wöhrle in seinem Nachwort zu *Querschläger*, in dem er deutlich machte, daß ihm die heldische Verklärung des Ersten Weltkriegs und jegliches Revanchedenken als gefährliche Neigung zur Wiederholung eines blutigen Wahnsinns erschienen. „Vielleicht“, so erläuterte er seine Absicht, könne dieses Buch ja dazu beitragen, „den einen oder anderen, der den Krieg nur aus der D.A.Z. oder der Kreuzzeitung kennt, etwas nachdenklich zu stimmen.“<sup>28</sup> Auch Adrienne Thomas' 1930 erschienener weltweit verbreiteter Roman *Die Katrin wird Soldat* liest sich als einziges Plädoyer gegen den Krieg, wie es für die überwiegende Zahl der Autoren dieser Zeit fast selbstverständlich war. Flake etwa akzeptierte 1918 den schmerzlichen Abschied von seiner Heimat als bitter Enttäuschter über den unglücklichen Verlauf, aber unter Verzicht auf jeglichen Revanche-Gedanken:

Was bleibt uns? Die Reue, die Entschlossenheit, moralische Bilanz zu ziehen, die Lehre – einziger Gewinn, furchtbar teuer erkauft. Schwur, nichts so unerbittlich zu hassen als Gewalt, nichts so inbrünstig zu suchen als Geist,

<sup>26</sup> Alfred Petto: Die Schuld. In: Ders.: Die grauen Berge. Saarbrücken 1939, S. 40-51.

<sup>27</sup> Maria Croon: Und wir daheim? Kriegsnot der Frauen und Mütter. Saarbrücken 1931, exemplarisch: S. 56.

<sup>28</sup> Oskar Wöhrle: Querschläger [1929]. Zit. nach Claden/ Reinacher/ Wöhrle: Elsässer-Buch (wie Anm. 2), S. 370.

Menschlichkeit, Gerechtigkeit, das Reich, auf das sich verwiesen sieht: der Besiegte.<sup>29</sup>

Hermann Wendels *Elegie auf die verlorene Heimat* (1933) betrauert zwar einen emotionalen Verlust, um zugleich festzustellen:

[...] ich will das Wort Revanche aus allen Wörterbüchern der Welt gestrichen wissen und mir für immer gegen Annexionen und Re-Annexionen und Re-Re-Annexionen die Ohren verstopfen.<sup>30</sup>

Auch in Ettighoffers Romanen über den Ersten Weltkrieg dominiert diese Tendenz, die bei allem heroischen Anspruch unübersehbar bleibt:

Querfeldein, bei Auchy, liegt die berühmte Halde VIII, eine der furchtbarsten Stellungen der Westfront. Wochenlang kämpften hier die besten Regimenter Europas um den Besitz einer Schutthalde, die etwa zwanzig Meter hoch, dreihundert Meter lang und fünfzig Meter breit ist, jedoch die ganze Ebene weithin beherrscht. Nun besteigen wir gefahrlos und mühelos innerhalb von wenigen Sekunden diese Höhe, die gar nicht wie ein Heldenhügel, gar nicht wie einer dieser gemarterten Berge um Verdun aussieht, sondern ganz nüchtern, genau so wie eine Zechenhalde auszusehen pflegt. Nicht einmal die Gräben, Horchlöcher, Sappen und Granattrichter sind geblieben, weil das lose Steingeröll längst wieder nachrutschte und alles ausfüllte.

Man müßte alle diese Truppen, die hier litten, kämpften und bluteten, alle diese Tapferen, die hier starben und vermoderten, man müßte sie alle hierher führen, auf diese Halde VIII, Rheinländer, Irländer, Bayern, Sachsen, Gardeschützen aus der Mark, Leute aus Ulster und Wales, man müßte sie alle noch einmal hierher bitten und ihnen das Schlachtfeld zeigen, diese Halde VIII.

„Seht, dieser Dreckhaufen mitten in der Ebene war euer Kampfziel, durch Wochen und Monate.“ Innerhalb von zehn Minuten hat man ihn bequem umwandert. Er ist nichts, ein schwärzlicher Steinhaufen ohne Wert, und doch haben viele junge Menschen ihr Leben um seinen Besitz ausgehaucht. So sinnlos war oft der Krieg. So sinnlos und zwecklos. So groß war die Pflichterfüllung auf beiden Seiten, daß man nicht zögerte, sich um eine Schutthalde zerfetzen zu lassen, weil es das Vaterland durch den Willen der Heeresleitung so befahl.<sup>31</sup>

<sup>29</sup> Otto Flake: Abschied vom Elsaß [= Epilog] (1918). In: Ders.: Ein Leben am Oberrhein. Frankfurt/M. 1986, S. 171.

<sup>30</sup> In: Zwischen Rhein und Mosel. Elsässische und lothringische Dichtung der Gegenwart. Hrsg. von Karl Walter. Leipzig [u.a.] 1933, S. 199.

<sup>31</sup> P. C. Ettighoffer: Feldgrau schafft Dividende. Köln 1932, S. 279.

Die Antikriegshaltung brachte spezifische regional akzentuierte Erzählmuster hervor wie etwa die vom Bruderkrieg im deutsch-französischen Grenzraum. Denn natürlich ergaben sich fürchterliche Gewissenslagen aus dem Umstand, dass sich hier zuweilen Familienmitglieder in feindlichen Armeen befanden.<sup>32</sup> In diesem Sinne tötet sich Morand Cladens zunehmend depressiver Romanheld Désiré Dannacker selbst, da er nicht überwinden konnte, dass sein auf französischer Seite aufgebotener Bruder gefallen ist. Schauervarianten solcher Familientragödien bieten Louis d'Hées *Frontière* (1914) oder Jeanne d'Urville *Haine de Race* (1923).

Um einen Familienkonflikt besonderer Art geht es in Schickeles *Hans im Schnakenloch*, in dem die Brüder Boulanger die Zerrissenheit dieses Grenzlandes bis zum tragischen Konfliktende treiben. Gegenüber stehen sich Balthasar und Hans, der eine unzweifelhaft deutschorientiert, der andere zwischen seiner deutschen Frau Klär und der Frankreich symbolisierenden Louise schwankend. Die Allegorie der elsässischen Tragödie wird dadurch komplettiert, dass Balthasar und Hans, Kinder einer französischen Mutter, auch noch um Klär rivalisieren. Im Übrigen enthält das in vielen Szenen nonkonformistische Stück einige bemerkenswerte Charaktertypen des Landes und atmosphärische Schlaglichter zum Kriegsausbruch.

Verdun wiederum erfährt eine Stilisierung zum mythischen Schreckensort schlechthin.<sup>33</sup> Diese Monumentalisierung dient dabei wechselseitig der Mahnung, Abschreckung wie Heroisierung, zuweilen in unaufhebbarer Einheit.<sup>34</sup> Zum Stiftungsort künftigen Friedens wird dieser Kampfplatz etwa in Liesbet Dills *Der Grenzpfahl*<sup>35</sup>, Polly Maria Höflers *André und Ursula*<sup>36</sup> und

<sup>32</sup> Marie Hart: Ues unserer Franzosezeit, Berlin o. J., S. 24ff.

<sup>33</sup> Vgl. Günter Scholdt: Verdun – ein deutsches Trauma. In: Ders.: Grenze und Region. Literatur und Literaturgeschichte im Grenzraum Saarland-Lothringen-Luxemburg-Elsaß seit 1871. Blieskastel 1996, S. 226-250.

<sup>34</sup> Exemplarisch gilt dies für Ettighoffers *Gespenster am Toten Mann*.

<sup>35</sup> Liesbet Dill: Der Grenzpfahl. Berlin/Leipzig 1925, S. 143: „Der deutsche Sturmhelm, der verrostet und verbeult auf dem roheschnitzten Kreuz des Grabes hing, schaute sie an, und der Wind bewegte ihn hin und her ... wie ein Mensch, der den Kopf schüttelt ... Wer lag darunter? [...] Sie waren alle – alle, die hier oben lagen, Kameraden [...]. Ich will nun Frieden schließen – mit allen, dachte sie.“

nicht zuletzt Johannes Kirschwengs *Feldwache der Liebe*. Als weitere Schädelstätte hat der im Elsass gelegene Hartmannsweiler Kopf traurige Berühmtheit erlangt. René Schickeles Bericht aus einer Zeit, da bereits schon wieder Schlachtfeldtourismus aufkam, kündigt davon:

In meiner Erinnerung starren tausend von Granaten geschälte Bäume in die Bläue eines Sommertages. Sie stehen wie Marterhölzer um den Gipfel des Hartmannsweilerkopfes, der Gipfel aber ist ein durcheinander geworfener Haufen rötlichen Gesteins, überblüht von Weidenrosen. In meiner Erinnerung ist der Hartmannsweilerkopf ein Golgotha, wo in vier Jahren 60 000 schuldlose Männer von Explosionen an Pfähle genagelt wurden, von wo Granaten sie in Fetzen herabholten. An der höchsten Stelle des Gerölls erhob sich ein Kreuz, dem man von weitem ansah, daß es sich erst eingestellt hatte, als alles vollbracht war, Essigschwamm und Weißbluten auf die Lanzenspitze, daneben eine Stange mit der Trikolore.

Die Wahrheit zu sagen, machen diese drei Gegenstände auf dem Hartmannsweilerkopf den Eindruck, als hätte eine Hochzeitsgesellschaft sie dort zurückgelassen. Und schon haben zahllose Nachfahren jener Pioniere das Kreuz mit ihren Namenszügen bedeckt. Was wohl mochten die armen Schlemihle damit unterschreiben wollen? Etwas tiefer liegt ein französischer Friedhof, in sauber abgestoßenem Viereck, mit ausgerichteten Kreuzen, wie unter einem Glassturz. Man spürt mit Entsetzen die wirkende Nähe eines Verschönerungsvereins.

Rechtzeitig, noch im Wald, hatte eine Tafel gemahnt: „Ceci est un cimetière de passage“ und den Ausflügler erinnert, daß er das gemeinsame Grab von 60 000 Märtyrern beging. Den Unterschied zwischen Freund und Feind hatten diese selbst verwischt, wie sie ineinander eingedrungen waren, sich miteinander durchsetzt hatten, sie lagen, wo sie gefallen waren, unlöslich verstrickt und Schicht um Schicht übereinander geworfen und zugedeckt vom jahrelangen Ausbruch dieses Gipfels. Sie trennen? Gerade so leicht hätte man den Berg gespalten. [...]

Häßlich war es, widerwärtig und komisch, als wohnte man bei, wie die Helden Homers durch eine Hackmaschine geschoben wurden. Als ob wir die legendären Kavallerieangriffe, die uns als Knabe entzückt hatten, in einen Wurstkessel stürzen sähen, Brigade um Brigade, nach dem Taylorsystem. Ach, über ein Schlachtfeld, das ein Hackbrett war und Häcksel die geopfert taufunkelnde Jugend! So gewiß das Opfer der Sinn alles Großen war, so sinnlos alle Schlächterei. Opfer war und blieb ewig die Sache des einzelnen, Freiwilligkeit war sein Zeichen. Gepreßte Märtyrer, im Viehwagen verladen, im Hunderttausendgroß wie die Blätter einer Kartothek ins Feuer geworfen,

---

<sup>36</sup> Polly Maria Höfler: André und Ursula. Berlin 1937, S. 334: „Du hast mir eine Aufgabe übertragen, toter Soldat. – Und so nehme ich Abschied von dir. Nicht hier, sondern droben, auf dem Douaumont, vor einem der weißen Kreuze in der Reihe. Dahin mündet alles, dort ist Anfang und Ende. Dort ist Tod und Auferstehung.“

das schrie Hohn, schrie, brüllte Hohn über das erhabenste Geheimnis der Menschheit, stellte Christus mitten in eine Schlägerei alkoholisierter Apachen, die ihm seine heiligen Worte über den Messern ins Gesicht spieen. Aber das war es ja, was hier geschehen war! Und die Apachen hatten Christus gegriffen und schleppten ihn ins Bordell, um ihm Magdalena zu zeigen, und von da in die Kaserne, von der er gesagt habe, daß er nicht gekommen sei, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert<sup>37</sup>.

Eine pathetische wie eindrucksvolle Passage, die das Mythenbeladene ebenso wie das Fabrikmäßige und Absurde moderner Kriegsführung evoziert. Andere Autoren setzten zudem sozialistische respektive klassenkämpferische Akzente. Ettighoffer etwa wählte für seinen Gefangenenreport bezeichnenderweise den Titel *Feldgrau schafft Dividende*. Morand Cladens Held Désiré Dannacker sieht als nach wie vor kriegstreibend ein „Industrierittersyndikat“ am Werk.<sup>38</sup> Oskar Wöhrle entlarvte in seinen Kriegsimpressionen massive Standesprivilegien und Profiteure. Und Adrienne Thomas erinnerte am Beispiel der Evakuierung eines Metzger Armenviertels an kriegsbegleitende Elendsszenarien:

Metz wird möglicherweise von der Zivilbevölkerung geräumt werden. Ob aus Belagerungsgefahr oder ob man damit rechnet, daß diese durch Militär übervölkerte Stadt der Seuchengefahr ausgesetzt ist – weiß man nicht. Tatsache ist, daß man heute die Quartiere der armen Volksschichten zu räumen begonnen hat. [...] Wir haben um zehn und um zwölf Uhr geholfen, die Auswandernden, ihre Kinder und ihr Gepäck zu verladen. [...] Daß es soviel Jammer und Elend gibt! Daß diese in muffigen Großmutterpelerinen und altersgrünen Kleiderfetzen steckenden abgehärmten Frauen, die man als Frauen kaum mehr ansprechen kann, den Mut finden, weiterzuleben und jedes Jahr ein Kind in die Welt zu setzen, das ist das Unfaßbarste daran. Fünf bis sieben Kinder sind in diesen Familien das Übliche. Eine Frau mit sechs Kindern – die Jüngsten, ein Zwillingspärchen von sechs Wochen, fuhr sie im Sportwagen – war so hinfällig, daß sie allein nicht gehen konnte. Die Zwillinge sahen strohgelb aus, nie sah ich so gespensterhaft häßliche, affenartige Kinder. Gierig nahmen sie die Flasche, die ich ihnen gab. Alle Frauen weinten. Aber es war nicht wie menschliches Weinen. Es war wie hoffnungslose Schmerzenslaute gehetzter Tiere, denen man nichts erklären, nichts zum Trost sagen kann. Man litt auch nicht mit ihnen. Man war ja diesen aus den Armenvierteln ausgespieenen Menschen so fremd und fern – man schämte sich nur entsetzlich, daß so etwas möglich ist – neben uns,

<sup>37</sup> René Schickele: *Wir wollen nicht sterben*. München 1922, S. 200f.

<sup>38</sup> Claden/Reinacher/Wöhrle: *Elsässer-Buch* (wie Anm. 2), S. 45, vgl. S. 70.

mitten unter uns. Und während meine kleinen Schützlinge strahlend und unbekümmert um die Tränen der Mütter die seltene Kostbarkeit eines belegten Brötchens genossen, und während ich mir von ihnen die unbedingt hierher gehörige Portion Läuse holte, dachte ich, daß unser größter Feind nicht der Russe und nicht der Franzose sein könne, sondern die Not. Warum kommt wohl niemand auf den Gedanken, einen Feldzug gegen die Armut zu rüsten? Mein Gott, wer möchte sich in einen Krieg einlassen, in dem nichts zu gewinnen ist, keine Hochöfen, keine stolzen Festungen, kein Geld und kein Land?<sup>39</sup>

Bei Gustav Regler trug das Kriegserlebnis dazu bei, dass er sich den Kommunisten anschloss. 1932 kehrte er in agitatorischer Mission nach Soissons zurück, wo er als Soldat gelegen hatte. Seine dortige Rede definiert die Kriegsursachen im Sinne marxistischer Dogmatik:

Der Pazifismus der Büsser und der Selbstbeichtiger, verschmäht von der Jugend und wirkungslos gegen die Grossmächte Industrie und Generalstab, ist ein für allemal vorbei [...]. Wir werden keinem der Leute, die ganz Belgien und den halben Balkan annectieren wollten, ein Recht geben, gegen die Annexionen von Versailles zu protestieren. Aber wir selbst protestieren heute. [...] Noch gezeichnet von den Schrecken des Krieges und entschlossen, jeden neuen zu verhindern, grüssen die Bürger und Bürgerinnen von Soissons durch den deutschen Kameraden besonders die deutsche Jugend und geloben, von heute an noch mehr zu arbeiten, um die banalen und gefährlichen Hintergründe der Kriege aufzudecken und aller falschen Autorität, die von neuem Morden profitieren will, durch Aufklärung und mutigen Kampf rechtzeitig ein Ende zu machen.<sup>40</sup>

### **Andere politische Folgerungen**

Das Stichwort „Versailles“ lenkt unseren Blick auf das Kriegsende, gekennzeichnet durch Waffenstillstand, Franzosen-Einmarsch, Besatzung und Friedensvertrag. Und erneut zeigte sich das ganz Besondere der Lage für Bewohner in den Grenzgebieten. Erlebten sie doch den Staaten-Konflikt nicht nur als abstraktes nationalistisches Machtspiel, sondern als unmittelbar Betroffene eines territorialen Verschiebebahnhofs. Hier an der Grenze wurden militärische Niederlagen per Gebiets- und Menschentransfer quittiert, musste die

<sup>39</sup> Thomas: Katrin (wie Anm. 2), S. 135-137.

<sup>40</sup> Gustav Regler: Wiedersehen mit meiner Front. In: Berliner Tageblatt 4.1.1933, zit. nach: Günter Scholdt: Gustav Regler. Odysseus im Labyrinth der Ideologien. St. Ingbert 1998, S. 97f.

Bevölkerung die Zeche ganz konkret durch Fremdherrschaft und Trennung natürlich gewachsener Familien-, Freundschafts-, Verkehrs- und Wirtschaftsverbindungen bezahlen, was erwartbare Verbitterung hervorrief.

Denn was Franzosen bzw. Frankreich-Optanten wie René Bazin, Maurice Barrès, Hansi, Jeanne und Frédéric Régamey im ehemaligen Reichsland jubilieren ließ, die Rückgliederung der Provinzen Elsass und Lothringen, hatte für dort lebende Deutsche meist drastische Folgen. Und die von den frankophilen Autoren noch vor kurzem so heftig angeprangerte sprach- und bevölkerungspolitische Intoleranz richtete sich nun mit deren Billigung gegen die neuen Opfer. Vertrieben wurden alle Deutschstämmigen oder deutsch Gesinnten aus Elsass und Lothringen, die nicht den strengen revanchistischen Kriterien der jeweiligen „Commission de triage“ entsprachen. Das galt etwa für Schriftsteller wie Marie Hart, Lina Ritter, Alfred Pellon, Ernst Moritz Mungenast, Hans Karl Abel, Otto Flake, Oskar Wöhrle, René Schickele oder Eduard Reinacher, sofern sie es nicht von sich aus vorzogen, ihrer Heimat den Rücken zu kehren.

Nach dem zunächst mehrheitlich umjubelten Einmarsch der französischen Armee kam es zu demonstrativen Willkürakten, zu Denunziationen und Verhaftungen. Preußische Denkmäler wurden gestürzt, Kaiserstandbilder symbolisch in Ketten gelegt<sup>41</sup>, weit mehr als 100 000 Deutsche aus dem ehemaligen Reichsland vertrieben, in der Regel auch finanziell ausgeplündert.<sup>42</sup> Die Szenen, die sich an der Rheinbrücke bei Kehl abspielten, wo die häufig binnen 48 Stunden mit 30 kg Gepäck und Verlust ihres übrigen Besitzes Verjagten per Spießbrutenlauf durch ein Pöbelspalier verabschiedet wurden<sup>43</sup>,

---

<sup>41</sup> Alfred Pellon: Gozell Garin. Ludwigshafen/Saarbrücken 1942, S. 265ff.; Alfred Döblin: November 1918. Bd. 1. München 1978, S. 294; Ernst Moritz Mungenast: Der Zauberer Muzot. Dresden 1939, S. 749ff.; Polly Maria Höfler: Der Weg in die Heimat. München 1935, S. 115ff.; Erica Grupe-Lörcher: Unter der Trikolore. Leipzig 1922, S. 139ff.

<sup>42</sup> Vgl. Hendrik Thoß: „Purifier – centraliser – assimilier“ – Reannexion und Vertreibung im Elsaß und in Lothringen nach 1918. In: Vertreibung und Minderheitenschutz in Europa. Hrsg. von Frank-Lothar Kroll und Matthias Niedobitek. Berlin 2005, S. 281-296; als literarischer Zeitzeuge: Peter Stühlen: Das Erbe. Berlin 1941, S. 9ff.

<sup>43</sup> Mungenast: Muzot (wie Anm. 41), S. 752f.; Döblin: November (wie Anm. 41), S. 356-360; Höfler: Weg (wie Anm. 41), S. 151ff.

dienten nicht gerade dazu, eine künftige Friedensgesinnung aufkommen zu lassen. „War es ein Alb, dies Bild?“, dichtete als geschockter Augenzeuge Ernst Bertram, und sein 1920 veröffentlichtes Gedicht endet mit einem Vers, der zwischen Trauer und früher Rachevision schwingt: „Land, du wirst weinen.“<sup>44</sup>

All dies blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Sicht des Krieges bzw. die Suche nach dessen Sinn. Geschichtsbilder sind schließlich fast niemals unpolitisch, absichts- bzw. interesselos. So mehrten sich bald auch bei Schriftstellern Stimmen, die den Kriegsausgang lediglich als vorläufig betrachteten<sup>45</sup>, ein „Nie wieder!“ relativierten oder den Auftrag und Durchhaltewillen der deutschen Soldaten historisch legitimierten. Ernst Moritz Mungenast z.B. sah das deutsche Volk „auf einem unsterblichen Helden- und Opfergang“ auch im Dienste Lothringens:

[...] die Soldaten dieses Volkes haben die anstürmenden Armeen gleich zu Beginn des Krieges hinter die Grenzen geworfen und haben uns und unsere Städte und Dörfer vor völliger Vernichtung bewahrt. Der deutsche Soldat ist im August 1914 nicht auf Eroberungen, sondern zur Verteidigung ausgezogen. [...] für seine Heimat – also für Lothringen – jene Rechte und Notwendigkeiten zu erkämpfen, die den Bedürfnissen der Wirklichkeit und den Forderungen eines gesunden Ehrempfindens entsprechen. Vor allen Dingen aber kämpfte er für den Sieg der deutschen Waffen, da Lothringen beim Reiche bleiben muß und nicht noch einmal das ganze grauenvolle Elend einer Grenzverlegung erleben darf! Als Bundesstaat des Deutschen Reiches kann es seine Autonomie erringen. Als Bestandteil der französischen Republik wird es ein Grenzdepartement sein und nie und nimmer zur heiß ersehnten Autonomie gelangen.<sup>46</sup>

Auch für Stegemann relativierte sich unter dem Eindruck von Versailles, einem falschen und verhängnisvollen Vertrag, wie er zu betonen nicht müde wurde<sup>47</sup>, der Krieg als eigentliches Zentrum des Übels. 1937 z.B., als Hitlers begonnene Revisionspolitik ihn kurzfristig zu dessen Sympathisanten werden ließ, heißt es im Roman *Schicksalssymphonie*: „Man wird einen Frieden machen, der

<sup>44</sup> Ernst Bertram: Rheinbrücke. In: Straßburg. Leipzig 1920, S. 72.

<sup>45</sup> Grupe-Lörcher: Trikolore (wie Anm. 41); Hertha Uentze: Unter der Trikolore. Dresden 1925.

<sup>46</sup> Mungenast: Muzot (wie Anm. 41), S. 701f.

<sup>47</sup> Exemplarisch die Bände: Hermann Stegemann: Der Kampf um den Rhein. Stuttgart/ Berlin 1924, S. 638-646; ders.: Das Trugbild von Versailles. Stuttgart/Berlin 1926 passim.



schlimmer ist als Krieg. Wir werden darunter durch müssen wie unter einem Joch.“<sup>48</sup> Auffällig ist auch eine Tendenzänderung in den Kriegsbüchern P. C. Ettighoffers, dessen erste Romane noch viel Kriegskritisches transportierten.<sup>49</sup> Später geht es zunehmend auch um verpasste militärische Chancen, im Nachvollzug der Idee, dass ein anderer Ausgang möglich gewesen wäre.<sup>50</sup> Parallel dazu nähert er sich dem nationalistischen Lager.

Dies gilt verstärkt für viele Schriftsteller im Saarland, das eine Besatzung und 15-jährige Trennung von Deutschland zu verkraften hatte. Den darin enthaltenen Schock veranschaulicht z.B. Liesbet Dill in ihrem Blick auf die Okkupation Saarbrückens:

Ein grauer Novembertag [...] Morgen wird die Stadt von Franzosen besetzt, wie im Jahre 1870 kurze Zeit, wie früher so oft, als die Stadt bald in deutscher, bald in französischer Hand war. Die schönen neugebauten Kasernen, die Schlössern gleich auf die stattliche Stadt herabschauen, [...] sind bereits leer ... Leer die Ställe der Ulanenkaserne, der Dragoner, der Artillerie. Die Pferde werden zu Spottpreisen verschleudert wie die wertvollen Sättel. Das Silber, die Möbel der Offizierskasinos hat man bereits fortgebracht, alles mußte überstürzt geschehen, rasch, rasch, weil der Feind auf dem Fuße folgt. Die Züge sind überfüllt von Soldaten, die um jeden Preis diesen Boden verlassen wollen, auf dem man sie morgen internieren wird. Sie steigen zu den Fenstern hinein, auf die Dächer, sie klammern sich an die Trittbretter, nur um mitzukommen. Die schnaubenden Lokomotiven können die endlosen Züge kaum fortbewegen [...]. Tausend Hände winken den Zurückbleibenden aus den Fenstern einen letzten Gruß ... Werden wir euch wieder sehen, ihr Tapferen? Umflorte Augen schauen ihnen lange nach ... Wer könnte sich Saarbrücken denken ohne Soldaten [...]. Grau und schwer wälzt sich die sonst so rasch dahineilende Saar unter den historischen Brücken durch, als sei sie geschwollen von Tränen.<sup>51</sup>

Das Trauma einer solchen Gebietsamputation begünstigte das Entstehen einer nationalen Gesinnungsgemeinschaft, der sich nur wenige regionale Autoren

<sup>48</sup> Hermann Stegemann: Schicksalssymphonie. Stuttgart/Berlin 1937, S. 79.

<sup>49</sup> Er berichtet Desillusionierendes von der Heimatfront, die durch Hunger und Mangel zermürbt wurde, darüber hinaus über die korruptive Ungleichbehandlung hinsichtlich der Rekrutierungen und kritisiert nicht zuletzt den gnadenlosen Massenverbrauch an Soldaten zugunsten zweifelhafter Resultate. Der heldische Einsatz fürs Vaterland wird allerdings nicht in Frage gestellt. Auch finden sich zuweilen antifranzösische Ressentiments.

<sup>50</sup> P.C. Ettighoffer: Eine Armee meutert. Gütersloh 1937, bes. S. 292f.; ders.: Sturm 1918. Gütersloh [1941], S. 320f.

<sup>51</sup> Liesbet Dill: Lothringische Grenzbilder. Leipzig o.J. [1919], S. 100f.

entzogen<sup>52</sup>, gipfelnd in manchen (literarischen) Aggressionen des Wahlkampfes zur Volksabstimmung 1935.<sup>53</sup> Viele verfielen dabei – ähnlich wie 1940 in Elsass und Lothringen – nolens volens in den Netzen nazistischer Agitation. Auch der Krieg und die Niederlage wurden in diesen (Um-)Deutungsprozess einbezogen, wonach man den Frieden quasi als Fortsetzung des Kriegs mit anderen Mitteln interpretierte. Dies geschieht exemplarisch in Johannes Kirschwengs preisgekrönter Propagandanovelle *Der Widerstand beginnt*, wo am Anfang der emotionsbehaftete Rückzug deutscher Truppen erfolgt, gemäß den Waffenstillstandsbedingungen von Compiègne:

Er sah wieder die ganze unabsehbare Schar vor sich, die wie unter einer Wolke von Trauer und Gram dahergezogen kam aus dem Westen, von furchtbaren Schlachtfeldern, und der man ansah, daß sie sich lieber in noch furchtbarere Schlachtfelder aufgemacht hätte, als zu diesem Weg in die Heimat. Er sah vor sich dieses graue Heer von ernsten, fast düsteren Männern, die dem Tod entgangen waren und die darüber erbittert schienen, und er wurde zum hundertsten Mal von Wut und Scham erfaßt darüber, daß er nicht unter ihnen war. [...]

Es war nicht seine Schuld, daß sein lang erwarteter und lang verdienter Urlaub in diese Zeit der bitteren Entscheidung gefallen und daß dann der Rückweg zu seinem in Nordflandern liegenden Truppenteil abgeschnitten war. Es war wahrlich nicht seine Schuld, und er hatte in drei langen, gräßlichen Jahren gezeigt, daß er kein Fahnenflüchtiger war und kein Feigling, und daß er kein anderes Schicksal verlangte als das dieses tapferen, hungernden Heeres. Dennoch war ihm all die Tage, an denen die Regimenter der lothringischen Front vorüberkamen, als wenn er alles liegen lassen, in irgend eine der grauen Reihen springen und mitmarschieren müsse, marschieren, marschieren, marschieren, bis man wieder in irgend eine Front hineinkäme und in irgend einen Kampf.<sup>54</sup>

Dieses neue Kampfziel findet Kirschwengs Protagonist schon bald darin, nach der militärischen Niederlage nun die geistige abzuwenden. Gelte es jetzt doch

---

<sup>52</sup> Zunächst gilt dies selbst bei Gustav Regler, der mit einem nationalistischen Schub auf die Franzosenherrschaft reagierte, bis er mit dem Kommunismus eine andere Deutung der Zeitereignisse gewann (vgl. Scholdt: Regler. Odysseus [wie Anm. 40], S. 391f.).

<sup>53</sup> Vgl. Günter Scholdt: Die Saarabstimmung 1935 aus der Sicht von Schriftstellern und Publizisten. In: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend XLV (1997), S. 170-200.

<sup>54</sup> Johannes Kirschweng. Gesammelte Werke, Bd. 11. Saarbrücken 1986, S. 8f.

den französischen Begehrlichkeiten ausgesetzten Vorposten an der Saar zu halten:

Er hörte die verklingenden Trompetensignale, hörte die sich entfernenden Marschschritte und spürte, wie so das große, auch noch in seiner dunkelsten Stunde gewaltige Deutschland von ihm fortmarschierte, und wußte, daß sie hier an der Saar jetzt ein Deutschland in der Verbannung sein würden, eine bedrohte Insel, die vom härtesten Gestein sein mußte, um nicht unterspült und in ihrem Grund zerfressen zu werden. Er hörte auch, wie französische Soldaten, die irgendwo noch ein Fäßchen ihres roten Weines geleert hatten, singend in ihre Quartiere zogen. Sie sangen Gassenhauer, aber sie sangen auch ein Krieglies, das den Refrain hatte: „*On les aura*,“ – Wir werden sie schon kriegen –, und jetzt war es nicht mehr eine Bedrohung des feindlichen Heeres, das sich ja zurückzog, ohne daß sie ein Gewehr anzufeuern brauchten, sondern eine Bedrohung dieses totenstill ruhenden Dorfes und Landes, daß ihnen so wenig Herzlichkeit entgegengebracht hatte.

*On les aura, on les aura*, wiederholte der junge deutsche Soldat am Fenster, und da lachte er zum ersten Mal wieder, wenn es auch ein zorniges und spöttisches Lachen war, und dann ging er schlafen, weil er am anderen Morgen da sein wollte und wach und lebendig, um für sein Teil dieses „*on les aura*“ zunichte zu machen.<sup>55</sup>

Für den Helden erfolgt daraus die Pflicht zur energischen Beteiligung an zahlreichen Formen zivilen Widerstands, um alles zu tun, was Deutschlands momentane Schwäche in künftige Stärke verwandeln könne. Solche Erzählmuster stehen im vielfachen Kontext anderer Aufrufe hiesiger Autoren.<sup>56</sup> Hier zeigen sich weitere Facetten einer „Kultur der Niederlage“, wie sie Wolfgang Schivelbusch in seiner typologischen Studie für den amerikanischen Süden, Frankreich nach 1871 und das Weimarer Deutschland herausgestellt hat.<sup>57</sup>

Zur gewünschten Regeneration gehört zudem die schonungslose Diagnose der Niederlage, die gemäß Kirschwengs Roman *Das wachsende Reich* auch in der unzulänglichen Volksgemeinschaft des Kaiserreichs begründet lag. So wurde z.B. dem Vater des Romanhelden trotz erwiesener Tüchtigkeit aus

<sup>55</sup> Ebd., S. 19.

<sup>56</sup> Vgl. Scholdt: Saarabstimmung 1935 (wie Anm. 53), S. 179. Die trutzige Abwehrhaltung gegenüber einer Fremdherrschaft gipfelt in Hanns Maria Lux' heimlicher Landeshymne *Deutsch ist die Saar*.

<sup>57</sup> Wolfgang Schivelbusch: Die Kultur der Niederlage. Berlin 2001.

wilhelminischem Standesdünkel die Ernennung zum Offizier verweigert. Und bei Ettighoffer, Mungenast und anderen werden Soldaten aus Elsass-Lothringen in vielfältiger Weise durch eingeschränkte Beförderungen, Urlaubsgewährung oder Ostfront-Verlagerungen diskriminiert.<sup>58</sup> Der Heldentod des Vizefeldwebels Kientz in *Gespenster am Toten Mann* liest sich daher als flammender Protest gegen solche erfolgsschädigende Ungleichbehandlung. Es sind dies Mängelanalysen im Sinne des Soldatischen Nationalismus, gemäß Franz Schauweckers viel verbreiteter Losung: „Wir mussten den Krieg verlieren, um die Nation zu gewinnen.“<sup>59</sup>

An einer solchen nationalhomogenen Gesellschaft zeigten sich zahlreiche Autoren im sog. Saarkampf interessiert. Als am 13. Januar 1935 dann die „Franzosen“- respektive Völkerbundherrschaft plebiszitär beendet wurde, lag darin auch ein sozialpsychologisch nicht unwichtiges regionales Sedativ für die militärische Schlappe. Leider erlaubten die Umstände, wonach dieser Triumph nur im Teufelspakt mit Hitler zu haben war, es nicht, mit der unblutigen Revanche eine friedliche Ära im Nachbarschaftsverhältnis einzuleiten, wie dies 1955<sup>60</sup> unter vergleichbaren Bedingungen möglich wurde.

### **Eigeninteresse der Grenzbewohner**

In Kirschwengs Sinne hätte dies allerdings durchaus gelegen, denn mit der Rückgliederung der Saar an Deutschland entwickelte er sich zu einem leidenschaftlichen Befürworter einer Aussöhnung mit Frankreich. Sein 1936 erschienener Roman *Feldwache der Liebe* appelliert hierin durch seinen Helden Martin Gutland – nomen est omen – in zu Herzen gehenden Worten an die beiden Völker, es nicht noch einmal zum Waffengang kommen zu lassen. Höhepunkt der Handlung ist eine grotesk-symbolische Tat in einer schauerlich-

---

<sup>58</sup> Vgl. Mungenast: Muzot (wie Anm. 41), S. 698f.; Ettighoffer: *Gespenster* (wie Anm. 3), S. 93-96, 104-111.

<sup>59</sup> Franz Schauwecker: *Aufbruch der Nation*. Berlin 1930, S. 403.

<sup>60</sup> Vgl. Günter Scholdt: *Saarländische Autoren zur Volksbefragung 1955*. In: *Grenzverschiebungen. Interdisziplinäre Beiträge zu einem zeitlosen Phänomen*. Hrsg. von Wolfgang Brücher. St. Ingbert 2003, S. 261-305.

nächtlichen Szenerie am mythenumkränzten „Tranchée des bajonettes“ von Verdun. Dieser Graben war soeben von Martins französischem Widersacher als notwendiges Sinnbild französischer Wachsamkeit bezeichnet worden, als „Feldwache des Hasses“:

Martin aber beschwor die Toten selber, zu sagen, daß sie das nicht seien: eine Schildwache ewigen Hasses oder doch ewiger Gegnerschaft: „Junge Brüder, die ihr für euer Land gestorben seid wie Millionen auch auf der anderen Seite, nicht wahr, es ist nicht euer Wille, jetzt noch Waffen solcher Art zu tragen. Ihr seid doch in das Reich eingegangen, dem die Liebe selber einzige und mächtige Waffe ist.“<sup>61</sup>

In jähem Impuls reißt er an den rostigen Bajonetten, um diese Symbole der Zwietracht zu entfernen. Er verletzt sich dabei und stirbt an den Folgen einer Blutvergiftung. Doch sein Tod löst auch menschliche Verhärtungen zwischen Deutschen und Franzosen. Und das Sterbebett sieht ihn mit allen Kontrahenten vereint, die nun von ihm die hohe Aufgabe der Völkerversöhnung übernehmen. Abstrahieren wir einmal von Geschmacksfragen, so liegt hier ein bemerkenswertes Beispiel eines literarischen Einspruchs vor, gerade in dieser Region den Kreislauf des Schreckens nicht erneut in Gang zu setzen.<sup>62</sup> Und als dies 1939 in der Realität eben doch geschah, formulierte er, im Kostüm eines

---

<sup>61</sup> Johannes Kirschweg: *Gesammelte Werke*, Bd. 5. Saarbrücken 1975, S. 415.

<sup>62</sup> In der Diskussion hat Wolfgang Reif Vorwürfe gegen diese Art Verdun-Gedenktex-te wiederholt, die bereits in einem früheren Aufsatz enthalten sind. (Wolfgang Reif: *Kalter Zwei-Fronten-Krieg. Der Grenzlandroman konservativer und (prä-)faschistischer Autoren der Zwischenkriegszeit*, in: *LiLi*, Jg. 24/1994, H. 95, bes. S. 43-47.) Es handele sich bei Kirschweg, Dill, Höfler und anderen um einen hilflosen, konfusen und letztendlich gefährlichen Pazifismus, wobei ihnen günstigstenfalls die naive Rolle nützlicher Idioten im Rahmen von Hitlers Mitte der 30er Jahre praktizierter verlogener Friedensrhetorik zukomme. Wo dergleichen rigoros vertreten wird, scheint mir die Literaturbetrachtung allzu sehr tagespolitischen Opportunitätserwägungen unterworfen. Denn selbst wo einzelne Autoren phasenweise ins nationalsozialistische Fahrwasser gerieten, war die durch besondere Grenznähe und -erfahrung zusätzlich gespeiste Friedenssehnsucht der genannten Autoren zweifellos echt, und ihre eindringliche Warnung vor einem erneuten deutsch-französischen Waffengang bewahrt eine gewisse überzeitliche menschlich-literarische Qualität jenseits der Gefahr, punktuell politisch missbraucht zu werden. Und schon gar nicht dürfen wir uns diese Autoren sozusagen automatisch als willfährige literarische Erfüllungsgehilfen politpropagandistischer Verschleierungstendenzen vorstellen, die sozusagen auf Goebbellssche Direktiven hin gehandelt hätten. Literarische und politische Diskurse verlaufen selbst bei grundsätzlicher Anpassung nicht immer deckungsgleich. Das gilt analog für *Das Huhn auf der Grenze*, ein deutsch-französisches Verständigungsdrama von Heinz Lorenz (vgl. Günter Scholdt: *Ein Grenztheater in Saarbrücken*. In: *Studien zur Literatur, Sprache und Geschichte in Europa. Festschrift Wolfgang Haubrichs*. Hrsg. von Albrecht Greule, Hans-Walter Herrmann, Klaus Ridder und Andreas Schorr. St. Ingbert 2008, S. 195-201).

historischen Romans, sein implizites Veto mit dem Satz: „Saarländer sind keine Eroberer“:

Eroberer haben etwas von Meerfahrern an sich, und wir, wir sind so weit von allen Meeren entfernt, wir haben die Nied und die Blies und die Prims und haben schließlich auch die Saar und ein kleines bißchen auch noch die Mosel, aber das sind alles wirkliche Heimatflüsse und Flößlein. Sie geleiten nirgends [...] in die weite gefährliche Welt. [...] wir sind keine Rasse von Eroberern. Wir sind eine Rasse von inbrünstigen Daheimbleibern.<sup>63</sup>

Der pazifistischen, sozialistischen, religiösen oder kämpferisch-nationalistischen Deutung des Krieges gesellte sich also als weitere noch eine regionalistische hinzu. Auch Morand Claden vertrat sie vehement in *Désiré Dannacker*. Der vieldiskutierte Roman, der auch Albert Schweitzer begeisterte, sieht die Grenzlande als bloßes Objekt vergewaltigender Großmachtansprüche, gegen die sich ihre Bewohner wehren müssten<sup>64</sup>, um nicht abermals wie im Ersten Weltkrieg zum „Kanonenfutter“ degradiert zu werden. Unmissverständlich weist er alle Gedanken an Wiedereroberung durch die Vertriebenen zurück. Die tiefsten Wünsche der Region zielten darauf, dass eine der Nationen endlich einmal auf Revanche verzichte, „damit der ewige Fluch aus unserem Lande kommt!“

„Um den Franzosen einen Gefallen zu tun?“ entfuhr es der Deutschen.  
 „Nein! Uns! Uns!!“ schrie Dannacker, und fuhr mit der flachen, schneidenden Hand von der Schulter bis zur Hüfte, als hiebe er mit einem Schläge einen unentwirrbaren Knoten durch.<sup>65</sup>

Auch von französischer Seite artikulierte sich ein regional betonter Pazifismus, so etwa in dem 1930 erschienenen Roman *Frontière* von Robert Lorette und Fernand Fizaïne. Er handelt von einem jungen patriotischen Lothringer, der bei Kriegsausbruch zur französischen Armee flüchtet, alle Schrecken der Materialschlacht durchlebt, dekoriert und dennoch – wie Ettighoffers Zugführer

<sup>63</sup> Johannes Kirschweg: Der Neffe des Marschalls. In: Ders.: Gesammelte Werke, Bd. 6. Saarbrücken 1980, S. 190.

<sup>64</sup> Claden/Reinacher/Wöhrle: Elsässer-Buch (wie Anm. 2), S. 37: „Wissen Sie“, säuselte Désiré [...], „mir persönlich ist es ja gleichgültig, wer das Land regiert. Ich stehe stets auf der Seite der Regierten.“

<sup>65</sup> Ebd., S. 40.

Kientz – nicht ganz akzeptiert wird. Seinen Vater haben die Franzosen aus Château-Salins sogar als Geisel mitgenommen, und er selbst muss sich als „Boche“ anpöbeln lassen, bis er seinem Oberst ins Gesicht schreit:

Ich mach' nicht mehr mit, [...] sperrt mich ein! Macht mit mir, was ihr wollt! Mit meinem Körper, denn nur mein Körper gehört euch! Meine Seele besitzt ihr nicht mehr! Ich Boche! Schön, ich bin Boche! Verurteilt mich als Boche! Meinetwegen zum Tode! Erschießt mich! Nur bindet mich dazu an einen Grenzpfahl, ich bitt' euch. Denn dieser Grenzpfahl ist das Symbol für uns Lothringer. Nur wir haben einen solchen Pfahl. Wenn wir dem einen unserer Herren entrinne, packt uns der andere. [...] Ich bin ein Boche für die Franzosen und ein dreckiger Franzos' für die Deutschen. Genug, genug! Ich hab' diese Uniform satt, hab' jede Uniform satt!<sup>66</sup>

Gerade an der Grenze mahnte man also immer wieder, den Kriegsnutzen sorgsam zu erwägen<sup>67</sup> bzw. im regionalen Eigeninteresse künftig den internationalen Ausgleich zu suchen. „Solange wir denken können“, formulierte Schickele 1928,

[...] haben sich an unserer Grenze der Deutsche und der Franzose gemessen, immer auf unsere Kosten. Wir mußten die Schiedsrichter abgeben, und wie wir auch „entschieden“, immer bekamen wir Prügel. Zu Tausenden leben an unserer Grenze Menschen, die vor dem Krieg als Franzosenfreunde galten, und heute gelten sie mit ebensolcher Bestimmtheit als Deutschenfreunde. Des Rätsels Lösung wäre einfach genug: sie sind beides zugleich.<sup>68</sup>

Wer immer sich also angewöhnt hat, regional mit provinziell zu übersetzen, wird in diesem Raum nicht selten widerlegt. Denn das Eigeninteresse dieser politisch aufgeweckten Menschen in einem umkämpften Raum verschmolz relativ häufig mit dem politisch Wünschbaren im größtmöglichen Maßstab. Hier wuchsen nicht wenige Visionäre auf, die aus den kleinen Heimaten ins Umfassende vorstießen, als erste Befürworter einer europäischen Integration, die

<sup>66</sup> Deutsche Übersetzung zit. nach: Hermann Wendel: Schangel, Wackes, Boche. Grenzlandtragik und Grenzlandromane. In: Deutsche Republik, V (1931), S. 440.

<sup>67</sup> Es gibt sogar literarische Tendenzen, das Regionalinteresse sozusagen dem nationalen überzuordnen. Vgl. dazu Kirschwengs *Der Neffe des Marschalls* (wie Anm. 63), S. 243: „Töten und Sterben, das muß doch mit dem tiefsten Lebensgrund verbunden sein. [...] Töten und Sterben, das könnte ich doch wohl nur für das kleine Dorf Beaumarais, in das ich nun bald zurückkehren will. Und für ein Dorf wird man nicht gleich töten und sterben müssen.“ Auch in Adrienne Thomas' *Die Katrin wird Soldat* gilt offenbar bald nurmehr die Verteidigung Lothringens als legitimes Kriegsziel (wie Anm. 2, S. 501).

<sup>68</sup> René Schickele. Werke in drei Bänden, Bd. 3. Köln/Berlin 1959, S. 1003.

militärische Katastrophen für immer verbannen wollten. Sie waren es aus einer Erfahrung, die Otto Flake einmal ganz pragmatisch benannt hat:

„Man wird nicht Europäer aus Wahl, man wird es aus Not“.<sup>69</sup>

---

<sup>69</sup> Otto Flake: Abschied vom Elsaß (1919). In: Ders.: Oberrhein (wie Anm. 29), S. 178.